

Praxishandbuch Inklusion

Aktiv für mehr Partizipation

Echte Beteiligung möglich machen –
von der Planung bis zur Umsetzung

DAS WIR GEWINNT

**Aktion
MENSCH**





Mitgestalten und dabei sein

Partizipation bedeutet: Alle Menschen machen mit, gestalten mit und bestimmen mit, wie die Gesellschaft sich entwickelt. Sie vertreten ihre Interessen und setzen ihre Fähigkeiten ein. Und zwar in allen Lebensbereichen: Politik, Wirtschaft, Gesundheit, Mobilität, Kultur, Bildung. Damit ist Partizipation eine Grundvoraussetzung für Inklusion. Oder anders formuliert: Inklusion heißt, Partizipation zu ermöglichen. Denn

in einer inklusiven Gesellschaft sollen alle das Recht haben, selbst zu entscheiden, wie sie leben wollen. Warum es für Kommunen wichtig ist, dass sich Bürger*innen an politischen und gesellschaftlichen Prozessen beteiligen, wie die Kommunen Menschen dazu bewegen, sich und ihre Stärken einzubringen, und welche Unterstützung sie dabei bekommen können, lesen Sie hier.

Das empfiehlt die Aktion Mensch:

- Versuchen Sie, sich klar zu werden, wo Ihre Kommunalverwaltung in puncto Partizipation steht: Garantiert sie echte Beteiligung?
- Gestalten Sie Beteiligungsprozesse barrierefrei: Beseitigen Sie räumliche, Wahrnehmungs- und Verständnisbarrieren.
- Unterstützen Sie Menschen, die es nicht gewohnt sind, sich öffentlich zu äußern. Die Strategie heißt Empowerment, was übersetzt Starkmachen und Selbstbefähigung bedeutet.
- Starten Sie mit kleineren Aktionen und leicht umsetzbaren Partizipationsmethoden.
- Haben Sie das größere Ziel im Blick: echte Beteiligung von Anfang an. Die kooperative Projektplanung ist dafür eine bewährte Methode.
- Holen Sie sich für mehr Partizipation in Ihrer Kommune selbst Unterstützung, beispielsweise bei der Aktion Mensch.



Partizipation und Teilhabe: Was ist der Unterschied?



Von Teilhabe sprechen viele Menschen, wenn sie Partizipation meinen. Das ist nicht ganz falsch. Teilhabe meint erst einmal, dass alle Menschen grundsätzlich das Recht haben, sich am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen – egal, ob sie es in Anspruch nehmen oder nicht.

Partizipation geht noch weiter, sie ist sozusagen die höchste Form der Teilhabe. Es geht um konkrete aktive Mitwirkung, Mitgestaltung und Entscheidungsmacht. Wörtlich übersetzt bedeutet der lateinische Begriff: sich einen Teil ergreifen.

Partizipation umfasst auch die Teilgabe – die Aufforderung an alle Menschen, sich mit dem, was sie wissen und was sie können, einzubringen in gesellschaftliche und politische Prozesse, bei Aktionen, in Netzwerken, Vereinen, Interessensgruppen.



Die Partizipationstreppe

Bürger*innen können sich auf vielfältige Art und Weise und in unterschiedlichen Mitbestimmungsstufen beteiligen: von „keine Beteiligung“, Instrumentalisierung und Scheinbeteiligung über Einbeziehung und Mitwirkung bis hin zu Entscheidungsmacht.

Um diese Stufen darzustellen, haben Politik- und Sozialwissenschaftler*innen in den vergangenen Jahrzehnten verschiedene Modelle entwickelt. Mithilfe der Modelle können Sie überprüfen, wie stark Entscheidungsträger*innen andere Menschen in Prozesse und Projekte einbeziehen.

Lenkung und Einflussnahme durch andere nimmt ab

9

Selbstorganisation: Die Menschen aus der Zielgruppe setzen Projekte in eigener Verantwortung um. Sie treffen alle Entscheidungen selbst.

8

Entscheidungsmacht: Menschen aus den Zielgruppen dürfen selbstbestimmt und gleichberechtigt mit allen anderen Entscheidungen treffen und umsetzen.

7

Teilweise Entscheidungskompetenz: Die Zielgruppen dürfen über Teile eines Prozesses bestimmen. Die Gesamtverantwortung liegt weiterhin bei anderen.

6

Mitwirkung: Die Menschen aus den Zielgruppen wirken bei Entscheidungsfindungen mit und gestalten Prozesse mit. Sie dürfen allerdings nichts selbst entscheiden.

5

Einbeziehung / Einladung zur Beratung: Die Entscheidungsträger*innen lassen sich von den Zielgruppen beraten und berücksichtigen gegebenenfalls deren Meinungen und Interessen.

4

Anhörung: Die Entscheidungsträger*innen interessieren sich für die Meinung ihrer Zielgruppe. Sie hören ihnen zu. Die Menschen haben jedoch nicht in der Hand, ob ihre Meinung berücksichtigt wird.

3

Information: Die Entscheidungsträger*innen informieren die Zielgruppen über Probleme und Möglichkeiten.

2

Anweisung: Die Entscheidungsträger*innen definieren im Namen der Zielgruppe deren Verhalten. Die Zielgruppen werden nicht befragt. Ihnen wird vielmehr gesagt, wie sie sich verhalten sollen.

1

Instrumentalisierung / Alibi-Beteiligung: Die Interessen der Entscheidungsträger*innen werden zum Schein einbezogen, quasi als Dekoration, damit die Entscheidungsträger*innen eine Partizipation vorweisen können.

Mehr als Partizipation: Autonomie

**6, 7 und 8:
Partizipation**

**3, 4 und 5:
Vorstufen der
Partizipation**

**1 und 2:
Keine Partizipation,
Fremdbestimmung**

Menschen aus
essen.

ppen.
sichtigt wird.

und wie sie sie lösen wollen.

Anliegen und bestimmen Lösungen.
sollten.

stehen im Vordergrund. Menschen aus den Zielgruppen
ihre Interessen nach außen besser vertreten können.

Grad der Beteiligung nimmt zu

Barrieren abbauen, Partizipation ermöglichen



Barrierefreiheit macht es überhaupt erst möglich, dass alle Menschen dabei sein können und verstehen, um welche Entscheidungen es geht. Erst dann können sich alle Interessensgruppen aktiv einbringen.

Barrieren sind nicht nur räumliche Hürden wie fehlende Aufzüge oder zu schmale Türen. Es darf auch keine Wahrnehmungsbarrieren geben: Menschen mit Hörbehinderung brauchen auf Veranstaltungen Gebärdensprachdolmetscher*innen, Schriftdolmetscher*innen oder Plätze mit Induktionsschleife.

Verständnisbarrieren gilt es ebenfalls abzubauen. Das heißt, möglichst auf Fachsprache und Fremdwörter zu verzichten und Infos in Einfacher oder Leichter

Sprache bereitzustellen. Das nützt Menschen mit Lernschwierigkeiten ebenso wie Menschen, die nur wenig Deutsch sprechen.

Wichtig ist außerdem, Barrieren im Kopf abzubauen und eine positive Haltung zu echter Beteiligung zu entwickeln. Grundvoraussetzung für Partizipation ist die Bereitschaft, mit Menschen aus den Zielgruppen auf Augenhöhe zusammenzuarbeiten und sie für Beteiligung zu stärken. Respektieren Sie Menschen aus den Zielgruppen von Anfang an als Expert*innen in eigener Sache. Es lohnt sich immer, an ihre Themen, Wünsche und Ideen anzuknüpfen und Projekte gemeinsam mit ihnen zu planen und umzusetzen.

Was bedeutet barrierefrei?

Warum Barrierefreiheit so wichtig ist und welche Formen der Barrierefreiheit es gibt, hat die Aktion Mensch auf ihren Webseiten zusammengestellt.

Scannen Sie den QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon und kommen Sie direkt zur Webseite. Sie können auch diesen Link nutzen:
www.aktion-mensch.de/barrierefreiheit-bedeutung



Empowerment macht Menschen stark für Partizipation

In einem inklusiven Netzwerk in einer Kommune ist es elementar: Es sollten sich auch die Menschen aktiv einbringen können, die es nicht gewohnt sind, öffentlich für ihre Interessen einzutreten. Beispielsweise Menschen mit Lernschwierigkeiten oder mit einer seelischen Behinderung. Dafür müssen soziale und emotionale Barrieren fallen: Manche Menschen brauchen ausdrücklich Ermutigung und Unterstützung, sich in politische oder gesellschaftliche Prozesse einzubringen. In der Fachsprache heißt das Empowerment, was übersetzt in etwa Starkmachen und Selbstbefähigung bedeutet.

In Empowerment-Seminaren lernen die Menschen, was sie gut können, was sie wollen und brauchen. Sie werden dabei unterstützt, Ziele für sich zu entwickeln. Und sie erkennen, wie sie diese Ziele selbst erreichen. Die Teilnehmer*innen lernen, wie sie ihr Leben selbstverantwortlich führen. Dabei entwickeln die Teilnehmer*innen den Wunsch und das Selbstbewusstsein, ihren Willen zu äußern und ihre Interessen öffentlich zu vertreten. Sie werden somit zu gesellschaftlichen Akteur*innen.



Im Rahmen von Kommune Inklusiv werden zum Beispiel in den Modellkommunen Schwäbisch Gmünd und Erlangen Empowerment-Seminare angeboten. Die Seminare machen die Teilnehmer*innen an mehreren Terminen nach und nach stark dafür, sich für ihre Interessen einzusetzen und ein selbstbestimmtes Leben zu führen. An den Seminaren nehmen nicht nur Menschen mit Behinderung teil: Auch Integrationsbeauftragte, Vereinsgeschäftsführer*innen und Schuldirektor*innen können bei Empowerment-Schulungen viel über sich selbst und ihre Netzwerkpartner*innen lernen.

Die Aktion Mensch fördert Empowerment

Wenn Sie Empowerment-Seminare organisieren wollen, können Sie sie unter bestimmten Bedingungen von der Aktion Mensch finanziell fördern lassen. Mehr dazu erfahren Sie im Heft „Finanzierung und Ressourcen planen“.



Was Kommunen für mehr Partizipation tun können



Wenn Menschen merken, dass sie in ihrer Kommune etwas bewegen können, dass ihre Meinung zählt und ihre Wünsche berücksichtigt werden, wachsen Vertrauen und Zufriedenheit. Die Menschen bekommen das Gefühl, schwierige Situationen und Herausforderungen aus eigener Kraft erfolgreich bewältigen zu können. Diese Überzeugung heißt auch Selbstwirksamkeit. Weniger Menschen fühlen sich „abgehängt“, sie können sich stärker mit der Kommune, deren Zielen und Projekten identifizieren. Das Gemeinschaftsgefühl wächst. Das macht die Kommune fit für die Zukunft.

Kommunalverwaltung und -politik profitieren zudem vom Wissen und den Fähigkeiten vieler verschiedener Bürger*innen, wenn sie sie an Entscheidungen und Projekten beteiligen. Menschen mit Behinderung, Menschen mit Migrationshintergrund, Senior*innen oder Jugendliche – sie alle wissen selbst am besten, was sie brauchen, um am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können. Sie sind Expert*innen in eigener Sache. Und nur mit ihrer Expertise finden Verwaltungen, Organisationen, Institutionen die passende und für alle beste Lösung.

Vielfalt ist Bereicherung. Je mehr unterschiedliche Menschen sich in Planungen einbringen, desto kreativere Lösungen können entstehen. Natürlich sind dabei auch Kompromisse gefragt. Ein blinder Mann hat andere Bedürfnisse als eine Frau mit Migrationserfahrung oder Eltern mit kleinen Kindern.

Werden all diese Interessensgruppen beteiligt und können sie aktiv an Lösungen arbeiten, lernen sie sich gegenseitig besser kennen. Es entsteht mehr Verständnis für getroffene Entscheidungen. Im besten Fall fühlen sich alle Menschen mitgenommen.

Echte Partizipation ist im Projekt Kommune Inklusiv eine Bedingung für gelingende Inklusion. Denn nur wenn jeder und jede wirklich mitbestimmen und mitgestalten darf, ist Inklusion erreicht. Der Weg zu einer echten Bürgerbeteiligung verlangt Kommunen Geduld ab: Sie müssen Zeit, Geld und Personal investieren. Neben den geeigneten Methoden braucht es Mut zur Umsetzung und Veränderung von Routine.

Fangen Sie einfach an



Partizipation ist ein Prozess, den Sie mit kleinen Schritten beginnen können. Fangen Sie im Quartier an: Beteiligen Sie die Einwohner*innen als Expert*innen für ihr Viertel, beispielsweise bei Stadtteilspaziergängen oder Stadtteilfesten.



Fünf Methoden für mehr Partizipation

Es gibt viele Wege, Bürger*innen an gesellschaftlichen Entwicklungen und politischen Entscheidungen zu beteiligen. Wir stellen einige Methoden vor, mit denen Sie viele verschiedene Menschen erreichen: Ältere und Jüngere, Menschen mit Migrationserfahrung, Menschen mit unterschiedlichem Bildungsstand, Menschen mit und ohne Behinderung. Die Methoden benötigen unterschiedlich viel Zeit, Geld und Personal. Es lohnt sich immer, in Partizipation zu investieren. Denn Projekte, die gemeinsam mit den Bürger*innen geplant werden, sind erfolgreicher als Entscheidungen ohne Bürgerbeteiligung.

Aktivierende Befragung Bürger*innen durch Gespräche motivieren und einbeziehen



Dauer: für die Befragung drei bis sechs Wochen – plus Vorbereitung und Begleitung der Arbeitsgruppen: mehrere Monate

Zahl der Teilnehmer*innen: flexibel, idealerweise nicht mehr als 1.000 Haushalte

Personal: Projektleitung, Mitarbeiter*innen für Stadtteilbegehungen, für Gespräche mit Multiplikator*innen, für Haushaltsbefragungen, für die Auswertung der Interviews, für die Begleitung der Arbeitsgruppen und die Moderation der Bewohner*innen-Versammlung

Aufwand: mittel bis hoch

Ziel: längerfristige Beteiligung der Bewohner*innen eines Stadtviertels, um das Leben im Viertel zu verbessern

Aktivierende Befragung bedeutet: durch Gespräche mit den Bewohner*innen in Stadtvierteln oder Ortsteilen herausfinden, was sie denken, womit sie unzufrieden sind und was sie gern ändern würden. Außerdem soll die Befragung die Menschen dazu motivieren, selbst aktiv zu werden. Wichtig ist, dass Sie ein ehrliches Interesse an den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen haben und Ihre Fragen offen formulieren.

Die Aktivierende Befragung besteht aus folgenden Schritten:

1. Ein Vorhaben formulieren: Warum wollen Sie den Stadtteil genauer untersuchen?
2. Den Stadt- oder Ortsteil besser kennenlernen: Gehen Sie durch das Viertel und halten Sie eigene Beobachtungen fest. Wie sieht die Bebauung aus – stehen dort vor allem Hochhäuser? Gibt es Parks und öffentliche Plätze, wo sich Menschen treffen können? Gibt es Supermärkte, Arztpraxen, Schulen? Fahren Busse und Bahnen? Haben die Bewohner*innen bereits Initiativen gegründet?
3. Gespräche mit Multiplikator*innen führen – beispielsweise mit Lokalpolitiker*innen, Verwaltungsmitarbeiter*innen und Bewohner*innen, die die Interessen anderer Bürger*innen vertreten, wie Vereinsvorsitzende oder Mieter*innen-Vertretungen. So erfahren Sie mehr darüber, was die Menschen im Viertel bewegt und welche Herausforderungen möglicherweise bei der Aktivierenden Befragung auftreten, beispielsweise Sprachbarrieren.
4. Ergebnisse dieser ersten Untersuchungen auswerten: Analysieren Sie, ob es sinnvoll ist, in dem Stadtviertel eine Befragung durchzuführen. Lassen sich die Menschen vor Ort für Ihr Thema aktivieren? Haben Sie ausreichend Personal und Geld?
5. Wenn ja: Leitfragen für die Gespräche entwickeln und die Interviewer*innen für die Gespräche schulen. Für die Befragungen können Sie mit Studierenden und engagierten Bürger*innen zusammenarbeiten.
6. Die Haushalte befragen – ganz klassisch an der Haustür. Die Befragung sollten Sie zuvor in einem Brief ankündigen. Das Thema der Befragung lassen Sie erst einmal bewusst offen. Mit Ihren Fragen wollen Sie von den Bewohner*innen erfahren: Wie ist ihre Situation? Was hätten sie gern anders? Was wären sie bereit zu tun, damit ihre Wunsch-situation eintritt? Ziel ist, dass die Befragten das Gespräch bestimmen. Laden Sie die Befragten anschließend zu einer Bewohner*innen-Versammlung ein.
7. Befragungen auswerten: Ordnen Sie die Themen aus den Gesprächen in Kategorien ein. Nutzen Sie dabei möglichst die Begriffe, die die Bewohner*innen verwendet haben. Beteiligen Sie, wenn möglich, Bewohner*innen an der Auswertung.
8. Bewohner*innen-Versammlung organisieren: Stellen Sie die Themen vor, die sich aus den Befragungen ergeben haben. Diskutieren Sie anschließend über die Themen, die die Anwesenden auf der Versammlung aufgreifen. Erarbeiten Sie mit den Teilnehmer*innen, welche möglichen Lösungen es für ihre Probleme gibt. Oft bilden sich auf der Bewohner*innen-Versammlung Arbeitsgruppen zu einzelnen Themen.
9. Arbeitsgruppen weiter betreuen: Unterstützen Sie die Gruppen dabei, weiter am Thema zu arbeiten und Maßnahmen zu entwickeln.

Community Mapping

Lebenswelt-Karten zeichnen und gemeinsam aktiv werden



Dauer: pro Treffen vor Ort etwa 1,5 Stunden – plus Planung und Umsetzung der Ergebnisse: mehrere Tage bis mehrere Wochen

Zahl der Teilnehmer*innen: flexibel

Personal: professionelle Moderation und Vermittler*innen zu Menschen aus der Gemeinschaft. Zielgruppen-Vertreter*innen sollten das Thema mitentwickeln und die Treffen mitmoderieren

Aufwand: niedrig bis mittel

Ziel: kleinere Aktionen oder Projekte entwickeln und idealerweise gemeinsam umsetzen, um die Lebenssituation einer Community, das heißt einer sozialen Gemeinschaft, zu verbessern

„**Community Mapping**“ lässt sich übersetzen mit: „gemeinschaftliches Kartenzeichnen“. Oder auch mit: „Gemeinschaftskarten zeichnen“. Bei dieser Methode treffen sich Vertreter*innen einer Community, begleitet von Moderator*innen. Community ist hier ein Begriff für eine Gruppe von Menschen, die vor ähnlichen Herausforderungen stehen und Erfahrungen teilen: beispielsweise Migrant*innen in einem Stadtteil, das als „Problemviertel“ gilt, Minderjährige mit Fluchterfahrung in einer Großstadt, Schulkinder mit einem riskanten Schulweg oder Menschen mit einer bestimmten Behinderung.

Die Teilnehmer*innen zeichnen in einem oder in mehreren Treffen eine Karte ihrer Lebenswelt und ihrer alltäglichen Herausforderungen. Das funktioniert mit Stellwand und Stiften oder digital auf einer Webseite. Je nach Thema und Fragestellung zeichnen die Community-Mitglieder in die Karte beispielsweise Orte, an denen sie sich treffen, Einrichtungen, die für sie wichtig sind, oder Aspekte, die sie als Problem empfinden. Wichtig ist, dass Sie das Thema und die Fragestellung fürs Mapping gemeinsam mit Vertreter*innen der Gemeinschaft entwickeln.

Mit Community Mapping lernen die Beteiligten, wie gut eine Gemeinschaft zusammenarbeiten und etwas erreichen kann. Und sie lernen auch einander besser kennen.

Mit den Ergebnissen aus der Karte sollten Sie weiterarbeiten, um die Lebensbedingungen der Community zu verbessern: Gemeinsam mit Community-Vertreter*innen können Sie beispielsweise eine Webseite erstellen, die neu ankommenden jugendlichen Flüchtlingen hilft, sich in der Stadt zurechtzufinden. Oder eine App, die mobilitätseingeschränkten Menschen zeigt, wo sie barrierefreie Wege, Restaurants oder Hotels finden. Eine solche App hat der Verein Sozialheld*innen mit „wheelmap.org“ entwickelt. Sie können auch Projekte zum gemeinsamen Anpacken starten, beispielsweise einen Gemeinschaftsgarten für die Bewohner*innen eines Stadtviertels.



Photovoice

Mit Bildern Lebenswelten dokumentieren



Dauer: je nach Thema und Zielsetzung zwei Tage bis mehrere Wochen

Zahl der Teilnehmer*innen: flexibel, Diskussionen und Auswertung möglichst in Gruppen mit maximal zwölf Personen

Personal: Projektleiter*in und idealerweise ein bis drei Mitarbeiter*innen

Aufwand: niedrig bis mittel

Ziel: herausfinden, was eine soziale Gemeinschaft will, und Entscheider*innen auf die Bedürfnisse der Gemeinschaft aufmerksam machen

Bei Photovoice dokumentieren Menschen mit Bildern ihre Lebenswelt. Sie äußern ihre Meinung, ihre Kritik und Wünsche in Fotos. Mit dieser Methode finden Sie heraus, was eine Community bewegt, was sie will und was ihre Stärken sind. Durch die Diskussionen über die Bilder setzen die Teilnehmer*innen sich mit Themen auseinander, die für sie wichtig sind. Die Veröffentlichung der Fotos und der Diskussionsergebnisse kann Politiker*innen auf die Bedürfnisse und Wünsche der Gemeinschaft aufmerksam machen.

Die Themen und Zielgruppen für Photovoice sind vielseitig: Menschen mit Lernschwierigkeiten können Bilder über ihre Arbeit machen. Kinder aus einem Stadtteil können fotografieren, was ihnen an ihrem Viertel gefällt und was ihnen nicht gefällt. Menschen im Rollstuhl können ihre täglichen Wege durch die Stadt oder Gemeinde dokumentieren, ältere Menschen ihr Leben im Seniorenheim zeigen.

Folgende Schritte gehören zu Photovoice:

- 1.** Projekt planen: Was sind Ihre Ziele, Ihr Zeitplan und das Budget? Gewinnen Sie Teilnehmer*innen aus der Community für Ihr Projekt. Wichtig ist auch, dass Sie festlegen, wer später die veröffentlichten Bilder sehen soll. Entscheider*innen wie Politiker*innen, Verwaltungsmitarbeiter*innen oder Unternehmer*innen sollten zum Zielpublikum gehören.
- 2.** Teilnehmer*innen schulen: Erklären Sie die Kameratechnik sowie rechtliche und ethische Fragen wie Datenschutz und Persönlichkeitsrecht: Wen und was sollten die Teilnehmer*innen besser nicht fotografieren?
- 3.** Feldphase starten. Die Foto-Aufgaben können lauten: „Fotografieren Sie, was Sie an Ihrem Leben besonders freut. Fotografieren Sie, worüber Sie sich auf Ihren alltäglichen Wegen besonders ärgern. Fotografiert die Plätze, die ihr in eurem Stadtviertel am liebsten besucht.“ Das können die Teilnehmer*innen an einem Tag oder auch an mehreren Tagen umsetzen.
- 4.** Ausgewählte Fotos vorstellen und besprechen. Dabei haben sich folgende Leitfragen als sinnvoll erwiesen: „Was ist auf dem Foto zu sehen? Was passiert dort wirklich? Warum ist diese Situation so, wie sie ist? Was hat das mit unserem Leben zu tun? Was soll anders sein? Was können wir dafür tun?“ Nach jeder Vorstellung durch die Fotografin beziehungsweise den Fotografen hatte die Gruppe die Möglichkeit, eigene Gedanken oder Geschichten zu dem Bild zu erzählen.
- 5.** Fotos auswerten und Ergebnisse herausarbeiten: Die Gruppe wählt die Bilder aus, die ihre Probleme und Wünsche am besten abbilden. Sie versuchen, eine gemeinsame Aussage der Bilder zu finden. Auf diese Weise können sie gemeinsam wichtige Themen herausarbeiten. Daraus können Sie zusammen mit der Gruppe Handlungsempfehlungen für Entscheider*innen entwickeln.
- 6.** Bilder, Ergebnisse und Handlungsempfehlungen veröffentlichen: in einer Ausstellung, einer Broschüre, einem Fotobuch, einem Vortrag oder auf einer Webseite.
- 7.** Das Projekt evaluieren. Prüfen Sie beispielsweise folgende Aspekte: Haben Sie Ihre Ziele erreicht? Wie zufrieden sind die Teilnehmer*innen mit ihrer Beteiligung? Hat Ihr Projekt Politiker*innen beeinflusst? Wie hat es sich auf den Alltag und die Lebenswelt der Community ausgewirkt?

Wertschätzende Befragung

Zukunftsbilder entwerfen



Dauer: mehrere Stunden bis zwei Tage

Zahl der Teilnehmer*innen: flexibel

Personal: Projektleitung und professionelle Moderation

Aufwand: mittel

Ziel: mittel- bis längerfristige Aktionen und Projekte entwickeln und gemeinsam umsetzen

Die Wertschätzende Befragung ist ein moderierter Workshop in einer kleinen oder großen Gruppe: Sie funktioniert mit zehn oder auch mit 200 Personen. Die Teilnehmer*innen sollen angeregt werden, von positiven Erfahrungen und persönlichen Erfolgen zu erzählen. Daraus entsteht eine positive Grundhaltung. Aus dieser Haltung heraus soll die Gruppe gemeinsam Ziele und Maßnahmen entwickeln. Besprochen werden Themen, die alle Teilnehmer*innen betreffen und interessieren.

Die Moderation befragt in einem ersten Schritt alle Teilnehmer*innen nach ihren guten Erfahrungen mit dem gemeinsam gewählten Thema, beispielsweise dem Wunsch nach mehr inklusiven Sportveranstaltungen. Die Fragen könnten lauten: „Wo gibt es bereits gute inklusive Sportangebote? Was schätzen Sie besonders an diesen Angeboten?“

Gefragt wird außerdem nach persönlichen Erfolgen und danach, was diese Erfolge möglich gemacht hat. Die Fragen könnten lauten: „Haben Sie sich bereits erfolgreich für inklusive Sportangebote engagiert? Was haben Sie da gemacht? Wodurch wurde Ihr Erfolg so besonders?“ Die Teilnehmer*innen können sich in dieser ersten Phase auch gegenseitig befragen. Die Art der Fragestellung führt dazu, dass die Teilnehmer*innen darüber nachdenken, was ihre Stärken sind, was sie können und bereits erreicht haben.

Die zweite Phase ist die Phase der Vision mit Fragen wie: „Mal angenommen, im Bereich inklusive Sportangebote hat sich in fünf Jahren alles zum Besten entwickelt. Wie sehen die Angebote dann aus? Wen erreichen sie? Und wie werden Sie dabei unterstützt, diese Angebote wahrzunehmen? Oder sie noch weiterzuentwickeln?“ Die Teilnehmer*innen entwerfen ein Bild von dem, was im besten Fall sein könnte.

Mit dem Bild dieser positiven Zukunft gehen sie in die dritte Phase, die Gestaltungsphase. Dort lautet die Frage: „Was müssten Sie tun, damit Ihre Vision Wirklichkeit wird?“ Die Teilnehmer*innen entwickeln Maßnahmen.

In der vierten Phase, der Umsetzungsphase, verabreden sie verbindlich, wer was wann wo wie umsetzt. Am Ende steht im besten Fall ein Aktionsplan mit Arbeitspaketen, Zeitplänen und Meilensteinen.

Zukunftswerkstatt

Aus Utopien Maßnahmen entwickeln



Dauer: mindestens einen Tag

Zahl der Teilnehmer*innen: etwa 10 bis 25

Personal: Projektleitung und professionelle Moderation

Aufwand: niedrig bis mittel

Ziel: mittel- bis längerfristige Aktionen und Projekte entwickeln und im Idealfall gemeinsam umsetzen

Die Zukunftswerkstatt soll, ähnlich wie die Wertschätzende Befragung, positive Energie freisetzen, die Fantasie der Teilnehmer*innen anregen und so neue, kreative Lösungen für eine bestimmte Herausforderung finden – beispielsweise für fehlende Barrierefreiheit in einem Stadtviertel.

In einer ersten Phase können die Teilnehmer*innen Kritik und negative Erfahrungen äußern. Sie können sich laut darüber ärgern, dass der Bahnhof keinen Fahrstuhl hat und das Rathaus keinen barrierefreien Eingang. Das Herauslassen von Ärger und Enttäuschung soll den Weg frei machen für Phase zwei: Hier äußern die Teilnehmer*innen ihre Wünsche und lassen dabei der Fantasie freien Lauf. Sie dürfen sich alles wünschen, auch wenn es erst einmal unmöglich scheint, es umzusetzen.

In der dritten Phase werden Kritik und Utopie miteinander verknüpft. Die Teilnehmer*innen erarbeiten realistische Ziele und Maßnahmen, um die Wunschvorstellung möglichst zu erfüllen. Am Ende diskutieren sie gemeinsam darüber, wie es weitergeht mit der Werkstattarbeit und mit den Ergebnissen. Gegebenenfalls vereinbaren sie weitere Treffen.

Als Initiator*in der Zukunftswerkstatt sollten Sie die beschlossenen Maßnahmen so bald wie möglich umsetzen und dabei am besten ebenfalls die Bürger*innen beteiligen.

Kooperative Planung

Alle Akteur*innen in jeder Projektphase beteiligen



Dauer: sechs bis neun Monate

Zahl der Teilnehmer*innen: flexibel

Personal: hauptamtliche Projektleitung und professionelle Moderation

Aufwand: hoch

Ziel: Partizipation aller wichtigen Akteur*innen von Anfang an und in jeder Phase des Projekts

Kooperative Projektplanung ist eine Methode der Partizipation, die alle Menschen einbezieht, die für den Erfolg eines Projekts wichtig sind: aus Politik, Verwaltung, Verbänden, Wirtschaft, Wissenschaft und vor allem aus der Zielgruppe. Gemeinsam entwickeln diese Akteur*innen Maßnahmen und setzen sie auch mit um.

Bei Kommune Inklusiv arbeiten einige der Modellkommunen mit dieser Methode der echten Bürgerbeteiligung. Deshalb beschreiben wir die kooperative Planung auf den folgenden Seiten ausführlich.



Deshalb sind kooperativ geplante Projekte erfolgreich



Als partizipative Arbeitsmethode bezieht die kooperative Planung alle Menschen ein, die für den Erfolg eines Projekts wichtig sind: beispielsweise aus Politik, Verwaltung, Verbänden, Wirtschaft, Wissenschaft und vor allem aus der Zielgruppe. Die kooperative Projektplanung ist damit eine Form der echten Partizipation.

Menschen aus den Zielgruppen bringen als Lebenswelt-Expert*innen ihre Bedürfnisse und Ideen von Anfang an gleichberechtigt ein. Das bedeutet: Sie sind Expert*innen in eigener Sache. Sie wissen selbst am besten, was ihre Probleme sind und was sie brauchen. Gemeinsam mit Entscheider*innen aus Politik und Verwaltung und mit Expert*innen aus Sozialverbänden suchen sie nach Ursachen von Problemen und entwickeln Lösungsideen. Und: Sie setzen sie auch mit um. Vor allem der letzte Punkt unterscheidet die kooperative Planung von vielen anderen Methoden der Partizipation.

Bei Kommune Inklusiv arbeiten die Projektteams in einigen Kommunen zurzeit gemeinsam mit den Prozessbegleiter*innen mit der kooperativen Planung. Wir stellen Ihnen diese Methode Schritt für Schritt vor, damit auch Sie Projekte kooperativ planen können.

Kooperative Planung braucht Zeit: erfahrungsgemäß sechs bis neun Monate, manchmal auch ein Jahr. Außerdem braucht kooperative Planung engagiertes Personal. Der Einsatz lohnt sich in jedem Fall. Die bisherigen Erfahrungen zeigen: Projekte, die kooperativ geplant werden, sind erfolgreicher. Denn: Die Zielgruppen akzeptieren die Maßnahmen und Angebote. Außerdem werden sie in ihrem Selbstbewusstsein gestärkt. Sie erfahren, dass sie etwas bewegen können.

Erfolgreich werden kooperativ geplante Projekte auch dadurch, dass Entscheidungsträger*innen daran mitwirken. Also diejenigen, die über Gesetze, Verordnungen und Geld entscheiden. Im besten Fall machen sie das Projekt zu ihrem eigenen und unterstützen es weiter. Berufliche Profis wiederum lernen während des Prozesses, auch künftige Angebote wirkungsvoll zu planen.

Je nach Thema und Zielgruppe können folgende Akteur*innen für die kooperative Planung wichtig sein:

- Politische Vertreter*innen mit Einfluss und Entscheidungsmacht
 - Entscheider*innen aus den Fachbereichen, beispielsweise aus der Kommunalverwaltung, aus der Wirtschaft und aus Sozialverbänden
 - Berufliche Expert*innen aus den jeweiligen Themenbereichen, mit Fachwissen, Praxiserfahrung und mit Zugang zu Menschen aus der Zielgruppe.
- Beispielsweise Mitarbeiter*innen aus dem Sozial- oder Gesundheitsamt, Integrations- und Inklusionsbeauftragte, Mitarbeiter*innen von Sozialverbänden, Sport- oder Kulturvereinen, Mitarbeiter*innen in Quartiersbüros
- Menschen aus den Zielgruppen als Lebenswelt-Expert*innen. Sie sollten in ihrer sozialen Gemeinschaft akzeptiert und gut vernetzt sein. Für ihre Teilnahme erhalten sie eine Aufwandsentschädigung
 - Idealerweise: Expert*innen aus der Wissenschaft, alternativ: Prozessbegleiter*innen

Besetzen Sie Projektleitung und Moderation mit erfahrener Personal



Projektleitung: Die kooperative Projektplanung braucht jemanden, der oder die während des gesamten Prozesses die Fäden in der Hand hält, das Netzwerk aufbaut und pflegt, die Arbeitsgruppen betreut. Diese Projektleitung kann eine Person aus der Organisation oder Institution übernehmen, die den Prozess angestoßen hat – beispielsweise ein*e Mitarbeiter*in eines Sozialverbands oder der Kommunalverwaltung. Es kann dafür auch eine externe Prozessbegleitung engagiert werden. Möglich ist auch, dass sich eine interne Projektleitung aus einem Sozialverband oder aus der Verwaltung bei der ersten kooperativen Projektplanung durch eine professionelle Prozessbegleitung unterstützen lässt. Beim zweiten Mal kann sie den Prozess im besten Fall selbst organisieren und begleiten.

Moderation: Gefordert ist hier eine erfahrene Moderation, die das Machtgefälle zwischen den Entscheidungsträger*innen und beruflichen Profis auf der einen und den Lebenswelt-Expert*innen auf der anderen Seite ausgleicht. Sie muss parteiisch sein für die Lebenswelt-Expert*innen. Das bedeutet nicht, dass sie allem zustimmt, was die Lebenswelt-Expert*innen sagen. Sie hat jedoch die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die Menschen aus den Zielgruppen in den Sitzungen auf Augenhöhe mitdiskutieren können, dass die professionellen Akteur*innen ihnen zuhören und ihre Meinung akzeptieren. Die Moderation muss die Menschen aus den Zielgruppen gegebenenfalls gezielt ansprechen und sie bei der Gesprächsführung unterstützen. Auf der anderen Seite muss sie die Profis bremsen und sich trauen, der Bürgermeisterin oder dem Unternehmenschef, wenn nötig, zu sagen: Stopp, genug geredet! Die Moderation vereinbart zu Beginn der Zusammenarbeit mit beiden Seiten gemeinsame Gesprächsregeln. Die Erfahrung zeigt: Am besten ist es, wenn eine externe Person die Moderation übernimmt. Das kann beispielsweise auch die Prozessbegleitung sein.

Nachgefragt bei Zsuzsanna Majzik



Prozessbegleiterin im Modellprojekt
Kommune Inklusiv und Expertin für kooperative
Projektplanung

Sind Projekte erfolgreicher, wenn sie kooperativ geplant werden?

Eindeutig ja! Sie sind erfolgreicher, weil die Zielgruppe sie akzeptiert. Kooperativ geplante Projekte doktern nicht an Symptomen herum, die Fachleute wahrnehmen. Ziel ist es, die Ursachen von Problemlagen auszumachen und dafür Lösungen zu finden. Die Menschen, um die es geht, diskutieren als Lebenswelt-Expertinnen und -Experten mit. Durch ihre aktive Teilnahme können sie auf mögliche Denkfehler und auf Vorurteile gegenüber der Zielgruppe hinweisen. Außerdem dienen sie als Multiplikator*innen in ihren Communitys und können dadurch andere Menschen aus der Zielgruppe motivieren. Bei nicht kooperativ geplanten Projekten stellen die professionellen Akteur*innen oft die Frage: „Wie erreiche ich mit meinen Maßnahmen die Zielgruppe?“ Wenn diese Frage kommt, ist eigentlich schon etwas falsch gelaufen.

Was meinen Sie damit?

Es gibt nicht „mein“ Projekt. Ein Projekt muss mit allen Menschen, die es betrifft, gemeinsam entwickelt werden. Wer ein Projekt für eine Zielgruppe plant, muss die Menschen da abholen, wo sie stehen – nicht dort, wo er oder sie die Menschen gern hätte. Projektplanerinnen und -planer sollten aufhören, aus einer Fürsorgehaltung heraus zu meinen, sie wüssten, was gut für die Zielgruppen ist. Bei der kooperativen Planung

erarbeiten Fachleute, Entscheiderinnen und Entscheider sowie Lebenswelt-Expertinnen und -Experten gemeinsam, was die Zielgruppen wirklich brauchen, damit ihre Lebenssituation sich verbessert. Und: Die Menschen aus den Zielgruppen wirken auch an der Umsetzung des Projekts mit, sie werden zu aktiven Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeitern. Das steigert Motivation und Akzeptanz zusätzlich.

Was ist nach Ihrer Erfahrung die größte Herausforderung bei der kooperativen Projektplanung?

Professionelle Akteur*innen und Entscheidungsträger*innen zu motivieren, sich auf den Prozess einzulassen. In solch einem gleichberechtigten Prozess müssen sie Macht und Deutungshoheit abgeben. Damit tun sich viele schwer. Kooperative Projektplanung nimmt viel Zeit in Anspruch. Und sie ist mit Kritik an aktuellen Angeboten und Strukturen verbunden. Damit können nicht alle Profis gut umgehen.

Dabei bedeutet kooperative Planung keinesfalls, dass die Lebenswelt-Expertinnen und -Experten sagen, was zu tun ist – und dann wird es so umgesetzt. Kooperative Planung bedeutet vielmehr: Menschen aus den Zielgruppen tauschen auf Augenhöhe Argumente mit denjenigen aus, die die Strukturen und Angebote verantworten. Es geht eben gerade nicht darum, den verantwortlichen professionellen Akteur*innen die gesammelten Kritikpunkte hinzuwerfen. Bei der kooperativen Planung entsteht nach mehreren Diskussionsschleifen gegenseitiges Verständnis. Das Ergebnis: Die, die kritisiert haben, nehmen ihre Kritik etwas zurück und sehen ein, dass einiges gar nicht so schlimm ist. Die anderen verstehen: An der Kritik ist was dran, wir müssen etwas ändern.

Wie lassen sich die professionellen Akteur*innen von der kooperativen Planung überzeugen?

Die Profis müssen umdenken. Von: „Wir überlegen uns Angebote und Maßnahmen für unsere Zielgruppe“ hin zu: „Wir erarbeiten in einem Prozess mit der Zielgruppe, was sie wirklich braucht.“ Bei dieser Prozess-Orientierung lassen die Fachleute offen, welche Maßnahmen am Ende herauskommen sollen. Die Ergebnisse dieser beiden Herangehensweisen sind oft ähnlich. Der Unterschied liegt in der echten Parti-



zipation. Und darin, was diese echte Partizipation mit den Menschen macht. Partizipation darf nicht als ein „Bestätigen-Lassen“ der eigenen Idee genutzt werden.

Das ist eine Haltungsänderung, die lässt sich nicht erzwingen. Wer eine solche Haltungsänderung vorantreiben will, kann nur versuchen, die Akteur*innen vor Ort bei Prozessen wie der kooperativen Planung so gut zu unterstützen, zu beraten und zu begleiten, wie es geht. Dazu braucht es Prozessbegleitung.

In meiner Idealwelt denken auch die Förder*innen nach und nach um. Es muss möglich werden, Fördergelder für Prozesse wie die kooperative Planung zu bekommen. Das würde einer Projektleitung die finanzielle Freiheit geben, solche Prozesse mit ausreichenden Ressourcen umzusetzen. Dies ist nicht machbar, wenn konkrete Maßnahmen bereits im Förderantrag angegeben werden müssen.

Sie haben bisher vor allem Gesundheitsprojekte kooperativ geplant. Nun setzen Sie die Methode in Kommune Inklusiv-Städten und -Gemeinden um. Inwieweit funktioniert diese Art der Planung für Inklusionsprojekte?

Kooperative Planung gleicht Machtverhältnisse aus. Deshalb funktioniert sie überall dort, wo unterschiedliche Machtverhältnisse im Spiel sind. Als Lebenswelt-Expertinnen und -Experten kommen oft Menschen infrage, die in einer herausfordernden

Lebenssituation stecken. Das können Menschen mit Gesundheitsproblemen sein, Menschen mit Behinderung, Menschen, die Diskriminierung erfahren oder die in Armut leben.

Wenn diese Menschen sich trotz intensiver Bemühungen nicht zum Mitmachen motivieren lassen, können auch Personen eingeladen werden, die die Situation erlebt und hinter sich gelassen haben. Wichtig ist, sich bei den Gesprächen mit ihnen ein so genaues Bild von der Lebenssituation zu machen, wie es nur irgend geht.

Ansonsten gilt, egal in welchem gesellschaftlichen Bereich: Der Prozess an sich macht so viel mit den Menschen – alleine das ist unglaublich wertvoll. Profis und Lebenswelt-Expertinnen und -Experten denken danach anders, sie begegnen einander anders. Bei sozialen Projekten, ob in der Gesundheitsförderung oder im Bereich Inklusion, geht es meistens um Menschen, die es nicht gewohnt sind, auf Augenhöhe behandelt zu werden. Weil ihnen angeblich Kompetenzen fehlen, weil sie kein Geld haben, weil sie eine Sprache nicht sprechen, weil sie eine Behinderung haben. Bei der kooperativen Planung machen sie die Erfahrung: „Hier interessiert sich jemand wirklich für das, was wir wollen.“ Fachleute, Entscheiderinnen und Entscheider hören ihnen zu und gehen auf sie ein. Psychologisch bewirkt es enorm viel in Menschen, wenn sie ernst genommen werden. Der Effekt lässt sich gar nicht hoch genug schätzen.

Kooperative Planung – Schritt für Schritt erklärt



Voraussetzung:

Ausgangslage analysieren – Thema und Zielgruppe definieren

Am Anfang des Prozesses steht der Blick auf die Situation in der Kommune: Welche Probleme gibt es, welche Zielgruppe steht vor welchen Herausforderungen? Die Projektleitung macht eine Bestandsaufnahme: Sie wertet Daten zu Bevölkerung, zu Problemlagen und Bedarfen aus und führt Gespräche mit Expert*innen. Sie kann auch Menschen aus möglichen Zielgruppen danach fragen, was sie als drängendstes Problem sehen. Wenn Thema und Zielgruppe feststehen, kann entschieden werden, welche Akteur*innen wichtig sind für den Prozess.

1. Planungsprozess vorbereiten: zwei bis drei Monate

Nun geht es darum, diese Akteur*innen zum Mitmachen zu motivieren. Die Projektleitung muss auf der einen Seite Entscheider*innen und professionelle Akteur*innen vom Prozess überzeugen. Und auf der anderen Seite Menschen aus den Zielgruppen finden, die bereit sind, sich zu beteiligen. Dafür nimmt die Projektleitung zunächst Kontakt zu Multiplikator*innen mit Beziehungen zur Zielgruppe auf, beispielsweise zu Sozialarbeiter*innen oder Mitarbeiter*innen in Stadtteilbüros. Diese wiederum motivieren Menschen aus den Zielgruppen zu sogenannten Fokusgruppen-Interviews. In den Interviews findet die Projektleitung / die Moderation gemeinsam mit den Lebenswelt-Expert*innen mehr darüber heraus, was die Zielgruppe wirklich will und braucht. Außerdem bekommt die Projektleitung ein Gefühl dafür, wer von den Interviewten am besten für sich und für die anderen aus der Community sprechen kann, wer sich im Thema gut auskennt und wer Veränderungen gegenüber aufgeschlossen ist.

Anschließend geht es darum, sowohl den Profis als auch den Lebenswelt-Expert*innen die Scheu vor dem Prozess und vor der jeweils anderen Seite zu nehmen. Denn möglicherweise hat der Bürgermeister noch nie mit einer Gruppe muslimischer Frauen oder mit hörgeschädigten Menschen diskutiert. Und die Lebenswelt-Expert*innen haben noch nie einer Politikerin oder einem Verwaltungschef gegenüber ihre Meinung

geäußert. Also trifft sich die Projektleitung / die Moderation zu einzelnen Vorbereitungsgesprächen mit den Profis. Sie erläutert die Vorteile der kooperativen Planung und die Bedürfnisse und Erwartungen der Zielgruppe.

Nach den Vorbereitungsgesprächen folgt eine Aktivposten-Analyse. Im Idealfall organisiert die Projektleitung zwei Workshops: einen mit den Vertreter*innen der Zielgruppen und einen mit den professionellen Akteur*innen und Entscheider*innen. In den Workshops erarbeiten die Teilnehmer*innen, welche ersten Ideen zur Problemlösung sie haben und welche Ressourcen sie einbringen können: Wie viel Zeit haben sie? Können sie Räume zur Verfügung stellen? Welche Personen kennen sie, und wer von diesen Personen kann noch mithelfen?

Die Menschen aus der Zielgruppe bereitet die Projektleitung / Moderation bei diesem Workshop außerdem auf den Prozess vor: Sie beschreibt, wie die kooperative Planung genau ablaufen wird – und dass Bürgermeister*innen auch nur Menschen sind. Sie sorgt außerdem für Barrierefreiheit und engagiert beispielsweise Übersetzer*innen und Gebärdensprachdolmetscher*innen für die Treffen.

2. Beim Auftakt-Workshop alle zusammenbringen: etwa vier Stunden

Beim Auftakt-Workshop treffen alle Akteur*innen erstmals zusammen. Nach einer ausführlichen Kennenlernphase führt die Moderation in das Thema ein und erklärt es aus allen Perspektiven. Ein Thema könnte beispielsweise sein: Wie werden die Angebote der städtischen Sportvereine inklusiver? In kleineren Gruppen werden erste Ideen erarbeitet. Diese Ideen ordnet die Gesamtgruppe dann nach Wichtigkeit. Hierbei hat jede*r Teilnehmer*in eine Stimme – das gilt auch für alle weiteren Entscheidungen im Laufe des Prozesses. Jede*r Teilnehmer*in hat außerdem die Möglichkeit, über seine oder ihre Hoffnungen und Ängste in Bezug auf den Planungsprozess zu sprechen. Ziel des Workshops: Verständnis füreinander aufbauen und gemeinsam ins Tun kommen.

3. Gemeinsam wirkungsorientiert planen und Maßnahmen entwickeln: zwei bis drei Monate

Die Planung kann entweder in der Gesamtgruppe erfolgen oder, wenn das Thema sehr vielschichtig ist und sich viele Unterthemen ergeben haben, in mehreren Arbeitsgruppen. Dabei achtet die Leitung der Arbeitsgruppe darauf, dass jede*r Teilnehmer*in eine Aufgabe übernimmt, je nach Fähigkeiten und verfügbarer Zeit. Die Gruppen erarbeiten Ziele. Sie legen fest, in welchen Schritten eine Maßnahme umgesetzt werden muss, damit sie ihr Ziel erreicht. Sie klären, wer für welchen Umsetzungsschritt verantwortlich ist und wie viel Zeit und Geld die Umsetzung vermutlich kostet. Hier ist es wichtig, dass jede*r Einzelne Verantwortung übernimmt: damit niemand überfordert ist und damit die kooperative Planung überhaupt funktioniert. Das Verantwortung-Übernehmen ist auch die Voraussetzung dafür, dass am Ende alle Teilnehmer*innen die Angebote und Maßnahmen akzeptieren und weiterführen.

Die Gruppen planen außerdem die Evaluation: Sie legen Kriterien fest, an denen sie während der Umsetzung messen können, ob eine Maßnahme ihr Ziel erreicht. Die Gesamtgruppe trifft sich alle sechs bis acht Wochen, um die Ergebnisse aus den Arbeitsgruppen zu prüfen. Sie diskutiert sie und stimmt ihnen zu, verändert sie oder verwirft sie auch mal.

4. Maßnahmen gemeinsam umsetzen und evaluieren: zwei bis drei Monate

Die Akteur*innen in den Arbeitsgruppen setzen die Maßnahmen, auf die sie sich geeinigt haben, nach und nach um. Sie informieren die Gesamtgruppe über ihre Schritte. Sollten Probleme auftauchen, erarbeitet die Gesamtgruppe Lösungen. Die Gruppe prüft außerdem fortlaufend, ob die Maßnahmen ihre Ziele erreichen. Wenn sie ihre Ziele nicht erreichen, werden die Maßnahmen verbessert.

Arbeitsgruppen begleiten: während der Maßnahmen-Entwicklung und -Umsetzung

Die Projektleitung / die Moderation sollte die Arbeitsgruppen fortlaufend begleiten, vor allem in den Zeiträumen zwischen den Sitzungen der Gesamtgruppe. Sie wirkt darauf hin, dass die Arbeitsgruppen so handeln, wie es die Gesamtgruppe zuvor beschlossen hat. Sie stellt sicher, dass sich die Arbeitsgruppen mit der Gesamtgruppe immer wieder austauschen und dass sie auch untereinander gut kommunizieren.

Netzwerk pflegen: während des gesamten Prozesses

Die Projektleitung hält von Beginn an den Kontakt zu allen Akteur*innen. Sie telefoniert mit ihnen, schreibt E-Mails, trifft sie auch außerhalb der Gruppensitzungen persönlich. Kooperative Planung hat nur Erfolg, wenn alle Akteur*innen die gesamte Zeit über aktiv mitwirken. Treffen und Planungsschritte finden nur dann statt, wenn Menschen aus den Zielgruppen dabei sein können.

Menschen aus den Zielgruppen sind es oft nicht gewohnt, an regelmäßigen Besprechungen teilzunehmen und auf Augenhöhe mit Politiker*innen, Wirtschaftsvertreter*innen oder Führungspersonen aus Vereinen zu diskutieren. Sie sollten immer wieder ermutigt und bestärkt werden.

Viele professionelle Akteur*innen sind wiederum nicht gewohnt, aktiv in Arbeitsgruppen mitzuarbeiten und Aufgaben aus den Treffen mit nach Hause zu nehmen. Auch fällt es einigen schwer, sich intensiv mit anderen aus der Gruppe abzustimmen.

Wenn es beispielsweise bei Gruppentreffen zu Konflikten kommt, wenn Teilnehmer*innen abblocken und bei ihnen Widerstand gegen den Prozess deutlich wird, sollte die Projektleitung / die Moderation nach der Sitzung persönlich mit ihnen sprechen und eine Lösung finden.

Kooperative Projektplanung – eine Methode für echte Beteiligung



1

2

3

4

<p>Ausgangslage analysieren (6 Wochen)</p> <p>Thema und Zielgruppe erarbeiten: Daten zu Bevölkerung, zu Problemlagen und Bedarfen auswerten, Gespräche mit Expert*innen führen</p> <p>Festlegen: Welche Akteur*innen sind wichtig für den Prozess? Welche Zielgruppen wollen Sie befragen?</p>	<p>Akteur*innen finden</p> <p>Zielgruppe: Expert*innen in eigener Sache</p> <p>Fokusgruppen-Interviews – Fragen an die Zielgruppe:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Was brauchen Sie? • Was wollen Sie? • Was verbessert Ihre Lebensumstände? <p>Vorbereitung – Berührungspunkte abbauen und in einem Workshop klären:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Welche Ressourcen können Sie einbringen? • Welche Ideen haben Sie, um die Situation zu verbessern? <p>Weitere Expert*innen: Politiker*innen, lokale Fachleute, Entscheider*innen</p> <p>Vorbereitung – Berührungspunkte abbauen und in einem Workshop klären:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Wie stehen Sie zu den Bedürfnissen der Zielgruppe? • Welche Ressourcen und Ideen haben Sie, um die Situation zu verbessern? 	<p>Gemeinsamer Auftakt-Workshop (4 Stunden)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Verständnis für einander gewinnen • Ideen sammeln und priorisieren • Gemeinsam ins Tun kommen 	<p>Gemeinsam planen (2 bis 3 Monate)</p> <ul style="list-style-type: none"> • wirkungsorientiert Maßnahmen planen • Kriterien entwickeln, um die Wirkung der Maßnahmen überprüfen zu können 	<p>Gemeinsam umsetzen und evaluieren (2 bis 3 Monate)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Maßnahmen umsetzen • Maßnahmen regelmäßig auf Wirkung überprüfen <p>Wirken die Maßnahmen?</p> <ul style="list-style-type: none"> • Ja, dann weiter so! • Nein, dann nachbessern
<p>Planungsprozess vorbereiten (2 bis 3 Monate)</p>		<p>Arbeitsgruppen bilden</p>		<p>Arbeitsgruppen leiten (4 bis 6 Monate)</p>
<p>Netzwerk pflegen (während des gesamten Zeitraums)</p>				



Mehr lesen im Praxishandbuch Inklusion



Mehr dazu, warum Prozessbegleitung wichtig ist, lesen Sie im Heft „Prozessbegleitung“.

Zuschüsse für Empowerment-Schulungen und Barrierefreiheit gibt es bei der Aktion Mensch. Lesen Sie mehr über Förderungsmöglichkeiten im Heft „Finanzierung und Ressourcen planen“.

Wie Sie barrierefreie Veranstaltungen organisieren und barrierefrei kommunizieren, können Sie in Fortbildungen der Aktion Mensch lernen. Die Aktion Mensch bietet außerdem Seminare dazu an, wie echte Partizipation gelingt. Mehr darüber erfahren Sie im Heft „Durch Qualifizierung Inklusionsprofi werden“.

Wie Sie einen Stadtteilspaziergang oder eine Begehung Ihrer Gemeinde organisieren, lesen Sie im Heft „Kommune neu kennenlernen“.

Bei Partizipations-Methoden wie der kooperativen Planung kann es zu verschiedenen Konflikten kommen. Wie Sie damit umgehen können, beschreibt das Heft „Erfolgreich zusammenarbeiten“.

Wenden Sie für die Maßnahmen-Entwicklung bei der kooperativen Planung die Methode der wirkungsorientierten Projektplanung an. Mehr darüber lesen Sie im Heft „Projekte wirkungsvoll planen“.

Weiterarbeiten mit unseren Materialien



Auf unserer Internetseite finden Sie folgende Arbeitsblätter zum Thema „Aktiv für mehr Partizipation“ als PDF zum Herunterladen:

- Wo Ihre Kommune beim Thema Partizipation steht, können Sie anhand der Prüfliste „Ist Ihre Kommune auf dem Weg zur echten Bürgerbeteiligung?“ überprüfen.
- Weitere Modelle und Beispiele, die Ihnen bei der Einschätzung helfen können, wie weit Ihre Stadt oder Gemeinde in Sachen Partizipation ist, finden Sie in unserem Infoblatt „Die Stufen der Partizipation“.
- Die Informationen zu den verschiedenen Partizipations-Methoden haben wir auch in einem Infoblatt „Methoden der Partizipation“ für Sie zusammengestellt.
- Wie die kooperative Projektplanung im Detail funktioniert, wie Sie beispielsweise die Fokus-Interviews vorbereiten und den Auftakt-Workshop umsetzen, erklärt unsere Anleitung „Schritte der kooperativen Planung“.
- Kooperative und wirkungsorientierte Planung gehören zusammen. Die Arbeitsblätter „So planen Sie Ihre Projekte wirkungsorientiert“ helfen Ihnen weiter.

Der direkte Weg zu unserer Webseite:

Scannen Sie den QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon. Sie kommen direkt auf die Internetseite des Praxishandbuchs Inklusion, auf der Sie alle Materialien herunterladen können. Außerdem finden Sie dort Links zu weiteren interessanten Webseiten. Sie können auch diesen Link nutzen: www.kommune-inklusive.de/partizipation





Mehr Informationen
erhalten Sie unter
kommune-inklusiv.de



Stand: Oktober 2020

Aktion Mensch e.V.

Heinemannstr. 36

53175 Bonn

Telefon: 0228 2092-391

kommune-inklusiv@aktion-mensch.de